

Einander sehen in deiner Schönheit

Der Geistliche Gesang des Johannes vom Kreuz

Elisabeth Hense, Bad Laasphe-Feudingen,
Paul Menting, Nijmegen

In seinem *Geistlichen Gesang*¹ beschreibt Johannes vom Kreuz die Beziehung zwischen zwei Liebenden, die einander in einem Augenblick unverstellter Zuneigung so intensiv wahrgenommen haben, daß sie dadurch alles andere aus dem Blick verloren haben und nur noch Ausschau halten können nach dem geliebten andern. So schön sind sie füreinander geworden, seit sie sich mit liebevollen Augen angeschaut haben, daß sie nichts anderes mehr faszinieren kann, als das unmittelbare Einander-Ansehen in völliger Selbstverlorenheit.

Was Johannes vom Kreuz in seinem Kommentar zum Geistlichen Gesang ausdrücklich als Liebe zwischen Gott und der Seele kennzeichnet, liest sich im Gedicht jedoch – von der Überschrift einmal abgesehen – wie ein menschliches Liebeslied. Da der Mystiker für die Beschreibung der Liebe zwischen Gott und dem Menschen keine andere Sprache hat als die menschliche, versucht er die Sprache menschlicher Liebe transparent zu machen für die Wirklichkeit der göttlichen Liebe, die – was zwischen Menschen möglich ist – noch weit überschreitet. Die erotische Bildsprache und die leidenschaftliche Dynamik des Dialogs zwischen den Liebenden haben in der jüdischen und christlichen Mystik² eine lange Tradition und gehen auf das alttestamentische Hohelied zurück, das auch die Themen des *Geistlichen Gesangs* vorgibt, die Johannes vom Kreuz dann in eigenen Variationen weiter umspielt.

Wenn wir nun den Geistlichen Gesang auf der Suche nach eben dieser Wirklichkeit göttlicher Liebe lesen, finden wir genauso wie die Sprache dieses Gedichts den Zugang nur über die Erfahrung menschlicher Liebe, in die sich die göttliche Liebe inkarniert und die umgekehrt ihrerseits dadurch zu göttlicher Liebe umgeformt werden kann. Für Johannes vom Kreuz beginnt die Liebe im Auge und wird da für den Geliebten sichtbar. Doch unser menschliches Sehen ist keine reine Apperzeption, sondern

¹ Unter diesem Titel schrieb Johannes vom Kreuz sowohl ein Gedicht als auch einen Kommentar zum Gedicht. Beide sind uns in zwei Fassungen überliefert. Vgl. Juan de la Cruz, *Obras Completas*. Madrid 1980, S. 82–95 und 677–897 und 1025–1169.

² Zur Rezeption des Hohenliedes im Karmel vgl. *Tanz der göttlichen Liebe, Das Hohelied des Karmel*. Hrsg. Elisabeth Hense. Freiburg 1991.

immer ein vom Bewußtsein gefiltertes und strukturiertes Sehen, das somit auch nicht die Wirklichkeit selbst, sondern lediglich ein begrenztes und deutendes Bild von der Wirklichkeit einfängt. Wir brauchen solche Bilder und Sehmuster aber, um uns in der Welt orientieren zu können, in der wir sonst wie in einem See von Eindrücken untergehen müßten. In der Liebe jedoch sind die üblichen und geeichten Erkennungsschemata eher störende Hindernisse für eine echte und unmittelbare Begegnung, in der wir ja gerade nach dem andern in seinem Anderssein verlangen und ihn nicht mehr für uns selbst hinter einem Bild verbergen wollen, das wir uns auf Grund unserer Bedürfnisse und Ansichten von ihm gemacht haben. Die Liebe ist das einzige „Organ“ des Menschen, das den anderen wirklich erreichen kann, ohne ihn in den Schubfächern unseres Bewußtseins fangen zu wollen.

Wie sich diese Liebesbewegung in der menschlichen Fähigkeit, zu sehen und jemanden anzuschauen, auswirkt, läßt sich sehr präzise in den entsprechenden Strophen des Gedichts, die vom Sehen und Schauen sprechen, ablesen. Eben diese Strophen, die ein visuelles Geschehen zwischen den Liebenden beschreiben, sollen nun in der Reihenfolge, in der Johannes vom Kreuz sie ursprünglich gedichtet und niedergeschrieben hat (Fassung A), gelesen und besprochen werden.³ Das menschliche Auge, das etwas oder jemanden wahrnehmen kann und sein Objekt aus der Distanz betrachtet, wird in der Liebe für eine andere Wahrnehmung der Wirklichkeit geöffnet. Es wird zu einem reinen Kristall, in den das Wesen des anderen auf seine eigene Weise eintreten kann. Das Auge selbst ist dann passiv geworden und frei von allerlei Bildern oder Urteilen, die das Geschaute in den eigenen Sehmustern verformen. Wie sich unser Auge zur göttlichen Perspektive lebenschenkender Liebe öffnen kann, zeigt sich ganz allmählich im gegenseitigen Liebesblick zwischen Bräutigam und Braut, der sich im Genuß der Schönheit der Liebe immer mehr vertieft.

Braut

1. Wo hast du dich verborgen,
Geliebter, und ließest mich mit Seufzern?
Wie ein Hirsch entflohnst du,
hattest mich verletzt;
ich ging hinaus, schrie nach dir, doch du warst fort.

³ Was in der hier gebotenen Zählung als Strophe 11 erscheint, wurde von Johannes erst später an dieser Stelle hinzugefügt, als er den Strophen eine andere Reihenfolge gab. Der Vollständigkeit halber wird diese Strophe hier mitgelesen. Vgl. Juan de la Cruz, *Obras Completas*. Madrid 1980, 82–95.

Die Braut seufzt: „Wo hast du dich verborgen?“ Damit sagt sie ihrem Bräutigam, daß sie auf ihn wartet. Sie erwartet ihn voller Spannung und Sehnsucht, denn seit sie ihm begegnet ist, will sie nur noch in seiner Gegenwart leben. Geschwind, wie ein Hirsch über die Hügel springt, ist er ihr jedoch entwichen. Sie konnte ihn nicht festhalten und sein Fehlen tut ihr weh, als habe er sie verletzt. Sie geht hinaus, um zu sehen wo er geblieben ist, sie schreit nach ihm, doch er ist fort und bleibt unfindbar.

Der Geliebte ist vor der Liebenden verborgen. Sie kann ihn weder mit ihren physischen Augen sehen, noch innerlich den Blick auf ihn heften. Der Geliebte entzieht sich ihr, auch wenn er sie so unmittelbar berührt, das heißt unvermittelt als ein anderer, der verborgen ist in seiner Alterität. Darum kann die Liebende sich kein Bild von ihrem Geliebten machen. In ihrem begrenzten Horizont kann sie ihn nicht erfassen, ebensowenig kann sie ihn mit ihren Blicken verfolgen oder ihn in ihrer Betrachtung einfangen. Was ihr bleibt, ist nicht mehr, als ihn mit offenem und empfänglichem Blick zu erwarten, so daß er sich selbst darin zeigen kann, ohne sein Anderssein aufzugeben zu müssen.

In der Freundschaft, die wir erfahren, oder auch in der Meditation, wenn wir unseren suchenden Blick auf Gott richten, durchzuckt uns manchmal das Dasein des anderen in überwältigender Unmittelbarkeit und erhaschen wir einen Augenblick des unverborgenen Findens. Der offene, fragende Blick ist die Voraussetzung dafür, daß wir einen anderen Menschen, Gott, die Dinge um uns herum oder uns selbst wirklich sehen können. Der offene Blick macht uns fähig zur Begegnung und entlockt dem andern seinen antwortenden Blick. Weil dieser Blick jedoch nicht als ein statisches, ununterbrochenes Fixieren des anderen durchgehalten werden kann, sind die Augen des Liebenden immer in Bewegung und folgen den Spuren des Geliebten: Wo hast du dich verborgen?

Der geliebte Mensch oder der geliebte Gott verbirgt sich in seinem Anderssein und der liebende Mensch oder der liebende Gott sucht das Verbogene. Der Blick der Liebenden ist so intim, daß sogar das Bewußtsein keinen Zutritt mehr hat. Die von Bildern und Urteilen entblößte Sehnsucht nach einem andern findet ihre angemessene Form schließlich nur noch in der ungeteilten Aufmerksamkeit der Seele für eine andere Gegenwart, die sich freilich zunächst nur in ihrer Abwesenheit zeigen kann.

2. Hirten, wenn ihr dort geht
durch die Schafspferche zur Höhe
wenn ihr ihn zufällig seht,
den ich am meisten liebe,
sagt ihm, daß ich krank bin, leide und sterbe.

Der Hirsch flieht über die Hügel und die Hirten folgen ihren Herden in derselben Bewegung, die der fliehende Hirsch macht. Die Braut kann in dieser Bewegung jedoch nicht mitgehen, sie hat den Geliebten aus den Augen verloren, nachdem er sie mit seinem unvermittelten Anblick so sehr verletzt hat, daß sie nun aus eigener Kraft nichts mehr tun kann, um ihm mit ihrem Blick zu folgen. Ihr Blick ist, so könnte man sagen, „vakant“ geworden, das heißt, er hat sich seiner deutenden und strukturierenden Schemata entledigt und kann sich selbst nun mit nichts mehr füllen. Darum warten die Augen der Liebenden jetzt nur noch auf ein Zeichen von der anderen Seite.

Die Hirten können den Geliebten vielleicht sehen und ihm begegnen und bieten der Braut somit eine indirekte Verbindung mit ihrem Bräutigam. Die Braut hat erfahren, daß sie die Begegnung nicht festhalten kann und daß sie gleichzeitig an nichts so sehr hängt wie an dieser Begegnung. Darum versucht sie, den Kontakt zu ihrem Geliebten über Umwege zu erreichen, wenngleich ihr Schmerz durch eine solche distanzierte und abgeschwächte Verbindung eher zu- als abnimmt. Ihr Verlangen steigert sich zu einem Kranksein, Leiden und Sterben, denn so „ist die ungeduldige Liebe, die nicht lange dauern kann, ohne daß man empfängt oder stirbt“.⁴

Auch der in Gott verliebte Mensch sucht Gott, wenn er ihn im eigenen Innern verloren hat, über den Bogen anderer Menschen. Da in unserer Kultur die Gottesbeziehung jedoch weitgehend privatisiert und dadurch nahezu tabu geworden ist, wagen wir es kaum, unsere Liebe zu Gott derart bei anderen zu thematisieren wie die Braut es im Gedicht bei den Hirten tut. Im allgemeinen bitten wir andere nur dann, für uns zu beten, wenn wir mit irgendeinem Problem nicht allein zurecht kommen. Der Mystiker weiß aber, daß jeder Mensch prinzipiell zur Gottesbegegnung gerufen ist und ihm durch glücklichen Zufall auch tatsächlich begegnen kann. Darum sieht er in jeder menschlichen Begegnung die Chance, wieder Kurs auf Gott zu nehmen und das Band mit Gott neu zu knüpfen. Auch Heilige – wie etwa Johannes vom Kreuz mit seinem *Geistlichen Gesang* – können uns den Kontakt zu Gott vermitteln, bis Gott sich unserem liebevollen Blick selbst zu erkennen gibt.

5. Tausend Liebreize verstreuend
ging er mit Ungestüm durch diese Wälder,
und als er sie so beiläufig anschaute
mit seinem bloßen Erscheinen
ließ er sie in Schönheit gekleidet zurück.

⁴ Dunkle Nacht, II, 13, 8 in: *Juan de la Cruz, Obras Completas*, ed. José Vicente Rodríguez & Federico Ruiz Salvador. Madrid, 1980.

Der Geliebte war da und hat eine Spur von Schönheit hinterlassen. Zwischen der Flüchtigkeit und Intensität seiner Anwesenheit besteht eine enorme Spannung. Mit Ungestüm ging der Bräutigam durch die Wälder und hat doch alles angeschaut. Die Heftigkeit und Eile seiner Gegenwart war ungreifbar wie ein Lichtblitz und hat doch eine bleibende Spur hinterlassen, die ihn im Nachhinein freilich nur noch als Abwesenden sichtbar macht. Sein bloßes Erscheinen hat alles in Schönheit gehüllt und ist an den Dingen und der Natur hängengeblieben. Weil für die Braut jetzt alles in Schönheit gekleidet ist, weiß sie sicher, daß er da war. Indem der Mensch über die Schönheit der Schöpfung nachdenkt, entdeckt er die Hand des Schöpfers. In den Geschöpfen schaut er den „Liebhaber Gott“, von dessen schöpferischer Liebe sie Zeugnis ablegen. So wird auch der Mensch zur Liebe bewegt. Doch alle Schönheit in der Natur und den Dingen kann nur Zeichen der Abwesenheit Gottes sein. Die Erscheinungsformen der Geschöpfe schirmen Gott gleichsam vor den Augen des Menschen ab. Die Erfahrung der schöpferischen Anwesenheit Gottes ist unfaßlich in ihrem Ungestüm und ihrer Flüchtigkeit.

Das Ungestüm der Gegenwart des Bräutigams entspricht dem Ungestüm des Verlangens der Braut. Die Intensität der Erfahrung wird durch die kurze Dauer und paradoixerweise auch durch die Flüchtigkeit seines Sichtbarwerdens noch gesteigert. Geradezu beiläufig und absichtslos schaute der Geliebte die Wälder an, lediglich vorübergehend war er mit seinem bloßen Erscheinen ohne die Eindringlichkeit eines konzentrierten Blickes da und machte doch alles schön.

Die Liebe ist schön, weil sie ohne warum ist. Kein Versinken in langen Meditationen entziffert uns darum die Schönheit der Liebe, sondern nur die Erfahrung, die wir unabsichtlich, beinahe beiläufig machen, kann uns manchmal so ungestüm treffen, daß wir von der Schönheit der Liebe überwältigt sind und etwas von ihrer Schönheit an uns hängen bleibt.

Ohne etwas mit mir zu bezwecken, ohne mich zu greifen oder zu fixieren, schaut mich ein anderer in Liebe an und verschwendet und verausgabt sich in diesem Blick, weil ihn nichts so erfüllt, als sich grundlos in Liebe wegzuschenken. Den liebevollen Blick eines anderen können wir nicht planen oder manipulieren. Gerade wenn wir hier auf unser Recht pochen wollten, sind wir unfähig, das verschwenderische Erscheinen der Liebe, die gratis und unverdient alles schön macht, überhaupt zu bemerken.

Wer einmal verliebt war, weiß, wie alle Dinge und besonders die Natur die Schönheit des/r Geliebten zu reflektieren beginnen. Die Erfahrung der Liebe bindet alles an sich und durchdringt alles. Die Schönheit des/r Geliebten enthüllt die Schönheit der Dinge und der Natur, weil ich, ver-

liebt wie ich bin, alles nur noch im Kontext der Liebe sehen kann. Ein Spaziergang durch den Wald überträgt auf die Natur, was ich in der Nähe des/r Geliebten erfahren habe. In ein paar Schritten kann so viel geschehen, daß der Wald für immer die Spuren dieser flüchtigen und doch so intensiven Begegnung trägt. Wenn sogar die Erfahrung menschlicher Liebe der Natur ein anderes Gesicht geben kann, um wieviel mehr sieht der mystische Mensch dann die Züge seines Gottes in allem, was geschaffen ist.

10. Lösche meine Erregtheit

denn niemand genügt, sie zu lösen,
und sehen sollen dich meine Augen,
denn du bist ihr Licht
und für dich allein will ich sie haben.

Zwischen löschen und Licht zeigt diese Strophe eine heftige Spannung, die im Spanischen durch den Reim von *enojos* und *mis ojos* noch explosiver wird. Die Erregtheit der Braut hat sich angesichts der Tatsache, daß der Bräutigam in der Schönheit der Geschöpfe, ja in allem verborgen ist und sich doch nicht sehen läßt, so verschärft, daß sie den quälenden Widerstreit beinahe nicht länger erträgt und doch selbst nichts tun kann, ihn zu lösen. Der Geliebte kann auch mit leidenschaftlichster Erregtheit nicht erfaßt werden, sondern bleibt wesentlich renitent. Nur wenn er sich selbst in ihrem Blick offenbart, kann er die heftige Spannung in ihr löschen, weil das Licht ihrer Augen, die Liebe, die ihr Bräutigam ist, dann zu brennen beginnt. In Strophe 2 waren die Augen der Braut vakant geworden von ihren eigenen Erkennungsschemata und Sehmustern. Hier zeigt sich, daß an deren Stelle göttliches Licht tritt. Der Geliebte ist das Licht in ihren Augen, er schenkt ihr die Sehkraft der Liebe und darum will sie nur noch ihn sehen. Und das heißt: Ihr Blick soll nicht mehr bei all den Dingen stehenbleiben, die zwar auf ihren Geliebten hinweisen, sich aber wie ein Schleier vor ihn schieben und ihn verbergen. Ihr Blick soll sich vielmehr ganz mit Liebe füllen, denn verglichen damit ist alles andere ein Nichts, ein Surrogat.

Wenn die Augen der Braut einzig noch im Licht der Liebe sehen, sind es nicht mehr die Dinge, die ihr vage Spuren des Bräutigams zeigen, sondern ist es ihr eigenes liebevolles Schauen, in dem sich ihr Bräutigam ganz unmittelbar zu entdecken gibt. Für alle äußeren Dinge verliert sie dann den Blick, wenngleich doch alles in seine Schönheit gekleidet bleibt. Es ist als ob sie ihre eigenen Augen verloren hat und die Liebe selbst ihr Sehorgan geworden ist, und mit der Liebe sieht sie nichts als Liebe. In Strophe 4 konnte sie sich noch an die Geschöpfe wenden und

deren Schönheit sehen, jetzt ist das Licht in ihren Augen nur noch für ihren Bräutigam da. Ihre Augen können nichts anderes mehr sehen als nur noch ihn, nur noch Liebe.

Auch meine Liebe zu einem Menschen entwickelt sich, je heftiger sie wird, immer ausschließlicher zu einer Liebe, die mit nichts anderem mehr vermischt ist. Sie füllt meinen Horizont und durchströmt und erwärmt mein ganzes Leben. Den anderen kann ich dann nur noch mit den Augen der Liebe wahrnehmen, ganz gleich ob er sich mir mit seinen angenehmen Eigenschaften oder mit seinen Fehlern zeigt. In meinem liebevollen Blick erscheint er als unendlich liebenswert, und darin erfahre ich eine Harmonie mit ihm, die weit über seine Renitenz, die er für mich als ein anderer immer behalten wird, hinausgeht. Zwar können wir als begrenzte Menschen das grenzenlose Verlangen der Liebe nie ganz befriedigen, doch wenn unsere Liebe sich so sehr vertieft, daß sich ihr bunt schillerndes Licht in der Linse unseres ungeteilten Blickes zum durchscheinenden Licht der göttlichen Liebe bündelt, wird unsere Liebe transparent bis hin zu Gott, der selbst vollkommen macht, was wir nicht vermögen. Er entkrampft unseren beurteilenden, musternden Blick zu einem unbewehrten, empfangenden Blick, der doch ans Licht treten läßt, was unser menschliches Auge niemals erfassen kann.

11. Decke auf deine Gegenwart

daß mich töte dein Anblick und deine Schönheit
 schau: das Leiden
 von Liebe, daß es nicht genest,
 außer in der Gegenwart und dem Erscheinen!

In Strophe 10 des Geistlichen Gesanges wollte die Braut ihren Bräutigam sehen und richtete ihren Blick auf ihn. Sie strengte ihre Augen an und konnte ihn doch nicht erspähen. Jetzt zeigt sich, daß sie ihn nur sehen kann, wenn er seine Gegenwart selbst aufdeckt. Ihre Sehnsucht und ihr Verlangen nach ihm helfen ihr nicht weiter und können sein Sichtbarwerden nicht erzwingen. Er ist da, aber ist verborgen in seinem Anderssein. Sie zweifelt nicht daran, daß es ihn gibt, denn sein Anderssein berührt sie in ihrem begrenzten Dasein und weckt ihr Verlangen nach Begegnung. Aber diese Begegnung, die beide in Liebe aus sich selbst herausstreten läßt, ist nicht von einer Seite und selbst nicht von beiden Seiten aus organisierbar, sondern kann sich nur als Geschenk in der völligen Freiheit des Geistes ereignen.

Die Braut verlangt danach, ihren Geliebten zu sehen, obwohl sie weiß, daß sein unmittelbarer Anblick für sie tödlich ist. Das scheint vielleicht

übertrieben, ist es aber in der Erfahrung des Mystikers nicht, denn wenn Gott den Menschen unmittelbar ansieht und der Mensch seinerseits diesen Blick erwidert, stirbt er daran für sich selbst, vergißt sich völlig und ist für sich selbst unfindbar in der alles überwältigenden Erfahrung der Liebe verloren. Das Töten durch den Blick der Liebe bringt gleichzeitig die Genesung in Liebe. Denn je mehr wir in Liebe verwundet werden, desto tiefer werden wir in die Liebe hineingezogen und selbst in Liebe umgeformt. Für den Verstand scheint es ein Paradox, aber in der Liebe ist es logisch: je mehr ich durch die Liebe für mich selbst sterbe, desto mehr bin ich für einen anderen da. Das Wort „schau“ (*mira*) richtet sich nicht nur an den Geliebten, sondern ruft gleichzeitig den Verstand als einen der großen Gegenspieler des Gemüts auf, um an der Liebesbewegung teilzunehmen. Der Verstand muß sich eine andere Logik und eine andere Sichtweise aneignen. Normalerweise ist der Verstand auf die Selbsterhaltung des Menschen ausgerichtet. Er will den Schmerz und das Sterben des eigenen Ichs darum nicht akzeptieren. Der Verstand tut alles, um den Schmerz zu verbannen und das Leiden abklingen zu lassen. Darum will er zwar die Begegnung mit dem/r Geliebten, aber nur, um den eigenen Schmerz zu vertreiben. Auch die Selbstliebe kann also auf Begegnung ausgerichtet sein, doch darunter verbirgt sich dann sehr subtil das Verlangen, sich selbst in der Liebe des andern zu finden.

Die mystische Liebe kennt jedoch keinen Eigennutz mehr. Das unstillbare Verlangen nach dem andern um seiner selbst willen drängt sich jetzt unentrinnbar auf. Selbstlose Liebe läuft auf Selbstvergessenheit hinaus. Die alte Identität muß in Frage gestellt und losgelassen werden. Für den Verstand ist ein solcher Prozeß daher gefährlich und beängstigend. Trotzdem muß auch er in die Logik der Liebe integriert werden, bevor die letzte Surrogatsicherheit losgelassen wird und ich den Preis des eigenen Lebens zu zahlen bereit bin, um das wahre Leben, das Leben der Liebe zu finden.

Wenn Gott sieht, daß der in ihn verliebte Mensch so weit geht, daß er sogar danach verlangt, in der unmittelbaren Begegnung mit ihm vom Anblick der Liebe getötet zu werden, damit nichts mehr zwischen ihm und seinem geliebten Gott steht, kann er sich nicht länger zurückhalten und verbergen, sondern zeigt sich den Augen der Braut.

12. O kristallene Quelle,
wenn du in deinem silbrigen Mienenspiel
doch plötzlich formtest
die ersehnten Augen
die ich in meinem Innern gezeichnet trage!

Noch vage und flimmernd wird das Antlitz des Bräutigams wie eine kristallene Quelle sichtbar. Ihr Funkeln und Glitzern fasziniert die Augen der Braut. Zärtlich, in einem stummen Spiel ertastet ihr Blick seinen Gesichtsausdruck. Sein Zwinkern und Blinzeln fesselt ihren Blick, aber seine Augen kann sie noch nicht sehen. Ein letzter Schleier verhüllt jetzt nur noch seine Augen.

Die Augen sind ein Symbol für die innere Identität des Menschen. Wer die Augen sieht, blickt auch ins Herz. Aus allen Körperteilen können wir uns, z. B. unter Einfluß von Schmerzen, zurückziehen, nur aus den offenen Augen nicht mehr. In den Augen bündelt sich das Leben, und die Augen öffnen uns für den unmittelbarsten Kontakt, zu dem wir als Menschen fähig sind. Denn mit den Augen sehen wir nicht nur selbst einen andern, sondern sehen auch, daß ein anderer uns sieht.

Zunächst richtete die Braut ihren Blick auf die Hirten, die ihr den Kontakt zu ihrem Geliebten vermitteln sollten, dann schaute sie die Geschöpfe an, die die Schönheit ihres Geliebten reflektieren. Allmählich entdeckte sie ihren Bräutigam in ihrem eigenen liebevollen Blick, und sprachlos von Liebe betrachtet sie sein Mienenspiel, das sie so sehr bezaubert, daß sie auch hiermit noch nicht zufrieden sein kann, sondern ihn selbst Auge in Auge besitzen will. Die Augen der Braut sind in suchender Bewegung von außen nach innen gekehrt, ihr Blick hat sich von all den Dingen um sie herum in ihrer Liebe gesammelt und füllt sich auf überwältigende Weise mit der unfaßlichen Anwesenheit des Geliebten. Die vereinigende Bewegung der Liebe zieht die Augen der Liebenden immer tiefer in eine ungeteilte, unmittelbare gegenseitige Schau hinein. Darum spricht die Braut hier auch nicht mehr von ihren eigenen Augen, sondern nur noch von seinen Augen, die nicht nur von außen auf sie gerichtet sind, die sie vielmehr auch selbst in ihr Innerstes gezeichnet trägt. Sie weiß jetzt nur noch von seinen Augen, mit denen er sich selbst in ihr in Liebe anschaut, so sehr sind ihre Augen in seine Augen, die Augen der Liebe, transformiert.

Nicht die Linien oder Eigenschaften seines Antlitzes bewegen die Braut in ihrer Liebe, sondern die Mimik des Bräutigams, der damit bereits Einsicht in sein Herz gewährt. Wer verliebt ist, möchte nicht nur die äußeren Züge des/r Geliebten sehen, sondern verlangt danach, dem anderen selbst, der sich hinter seinem Gesichtsausdruck und seinen Gebärden verbirgt, zu begegnen. Wie schön das äußere Erscheinen des/r Geliebten auch sein mag, und wie sehr sich die äußere Schönheit in der subjektiven Empfindung des Liebenden, der auf sein geliebtes Gegenüber fixiert ist, sogar noch steigern mag, sucht der Blick der Liebe doch die innere Schönheit des anderen. So sieht die Braut das Gesicht ihres Liebsten

hier wie eine kristallene Quelle, aus der sein liebevoller Ausdruck strahlend emporsteigt. Obwohl die Braut bereits so viel von ihrem Geliebten sieht, will sie noch mehr. Sie will seine unbewehrten Augen. Die Strophe endet sozusagen mit einem Anhalten des Atems, so sehr wartet die Braut jetzt auf das Erscheinen seiner Augen, in denen sie versinken will.

13. Wende sie ab, Liebster,
denn ich fliege auf.

Der Bräutigam:

Kehr zurück Taube,
denn der verletzte Hirsch
kommt auf dem Hügel zum Vorschein
beim Windhauch deines Fluges und schöpft frischen Atem!

In der Leerzeile zwischen Strophe 12 und 13 hat die Braut die Augen des Bräutigams gesehen. Daß dies in einer Leerzeile und nicht im Text der Strophen geschieht, zeigt, daß das unmittelbare Einander-Anschauen von Gott und Mensch nicht gleichzeitig erfahren und in Worten ausgedrückt werden kann. Sobald wir eine Erfahrung oder einen Gedanken formulieren, kommt unser strukturierendes Bewußtsein dazwischen und verhindert die Unmittelbarkeit der Begegnung. Über die Erfahrung des Auge in Auge kann daher nichts ausgesagt werden, wohl aber über die Folgen der Begegnung, die die Braut erfährt.

Hatte man erwartet, daß sie sich jetzt voller Glück dem Anblick der ersehnten Augen hingeben würde, zeigt sich hier jedoch, daß die Braut den Anblick seiner Augen (noch) nicht ertragen kann. Sie weicht aus und fliegt auf. Sein Anblick ist ihr zuviel, er würde sie wirklich töten. Darum bittet sie ihn, seine Augen abzuwenden, die sie so sehr aus der Fassung bringen, daß ihre eigenen Augen versagen und seinem Blick entschwinden. „Wende sie ab“ ist daher ein Notschrei ihres Selbsterhaltungstriebes. Zwar wollte sie, daß sein Anblick sie tötet, doch wenn dies tatsächlich geschieht, wird die Angst vor dem Tod des eigenen Ichs größer und hält sie den Blick der Liebe nicht aus. Auf Grund ihrer menschlichen Zerbrechlichkeit und Unzulänglichkeit kann sie die liebevollen Augen ihres Bräutigams nicht bleibend betrachten, denn sonst würde ihr sterbliches Dasein an der Intensität der Erfahrung zerreißen. Die Ekstase des Auffliegens ist daher eine Flucht vor der wirklichen Ekstase der Liebe, die den ganzen Menschen mit Leib und Seele bis auf den Boden seines alltäglichen Lebens ergreifen will.

Beim Anblick des Bräutigams verflüchtigt sich die Braut. Sie hat das Gefühl, in ihm zu verfliegen oder sich in ihm aufzulösen, wie es ja auch ihr Verlangen war. Ein solches Zergehen in heftigen Emotionen ist aber für den Menschen selbst irreführend, der diese Art der Selbstvergessenheit als Fluchtweg aus seiner menschlichen Determination benutzen kann. Wenn der Mensch im Auffliegen seiner Seele seinen Körper vergessen will, so ist er damit auf der falschen Fährte. Der Bräutigam will seine Liebe nicht so verstanden wissen, daß seine Braut dadurch in ihren Emotionen verschwimmt. Er will den ganzen Menschen in seiner Liebe. Die Seele muß dahin zurückkehren, wo sie hingehört und langsam lernen, die Liebe auszuhalten. Eine Selbstvergessenheit, die den Körper abschaffen will, ist Surrogat, weil die Seele sich dann auf Kosten des „Restmenschen“ bei Gott in Sicherheit bringen will. In seinem Kommentar zu dieser Strophe beschreibt Johannes vom Kreuz, wie die Verzückungen aufhören, wenn der Mensch in seiner Liebesbereitschaft vollkommen genug ist, um die göttliche Liebe in seinem irdischen Dasein zu empfangen.

Der Bräutigam deckt seine Gegenwart auf, als die Braut die begrenzte Kontur ihrer menschlichen Erlebnisfähigkeit überschreitet. Der Wind ihrer Flügel veranlaßt ihn dazu, sich auf dem Hügel zu zeigen. Sie geht zu weit und er kommt herbei, um sie zu behüten. Daß er jetzt zum Vorschein kommen kann, ist für ihn ein Aufatmen in frischer Luft. Zum ersten Mal nimmt er nun das Wort. Erst jetzt beginnt also ein Dialog zwischen den Liebenden, in dem sie gemeinsam die Fliehkraft ihrer Liebe korrigieren und sich gegenseitig in die unmittelbare Begegnung zurückholen.

Anknüpfend bei Strophe 1 kehrt hier das Bild des Hirsches zurück. War der Hirsch in Strophe 1 entflohen, so erscheint er jetzt auf den Hügeln. Auch der Hirsch ist verwundet von Liebe und leidet darunter, daß die Braut wie eine Taube auffliegt. Die Trennung in Strophe 1 hat beide verwundet. Die Braut äußerte dies auch gleich zu Anfang des Gedichts, der Bräutigam jedoch erst jetzt, wo er aus seiner Verborgenheit erneut zum Vorschein kommt und das Wort nimmt.

Die Liebe selbst zieht die Liebenden wie in einem Strudel immer unwiderstehlicher in ihre tiefste Mitte und schleudert sie gleichzeitig auf paradoxe Weise in die unendliche Weite des Raumes, der sich in ihrer Begegnung zwischen ihnen öffnet. Das wechselvolle Zusammenspiel dieser gegenläufigen Bewegungen dynamisiert aufs äußerste den Prozeß des liebevollen Einander-Anschauens, der sich in beide Richtungen immer mehr intensiviert, so daß der Blick der Liebenden gleichzeitig intimer und weiter wird.

Noch vor der ersten Strophe berührten sich die Blicke der Liebenden zum ersten Mal in ungekannter Innigkeit. Das hatte zur Folge, daß der

Bräutigam floh wie ein Hirsch bzw. den Augen der Braut in der ungewohnten Weite der Liebe entschwand. Im weiten Raum der Liebe, den die gesamte Schöpfung darstellt, konnte die Braut sich noch nicht orientieren; in der überwältigenden Ausdehnung des Seins suchte sie die Augen ihres Geliebten, in denen sich seine Gegenwart komprimiert. Und tatsächlich kann sich die Wirklichkeit unseres Lebens manchmal zum Erscheinen der Augen Gottes verdichten, so wie dies zwischen Strophe 12 und 13 geschah. Doch explodiert die Intimität der Begegnung wiederum zu einer Erfahrung des nahezu gewaltsamen Weit-Werdens in Liebe, so daß jetzt auch die Braut selbst sich nicht mehr halten kann und im unendlichen Raum der Liebe aufgeht. Damit kehrt das Gedicht nun, wengleich auf tieferer Ebene, an die Ausgangssituation zurück, wo die Liebenden sich im weiten Raum ihrer Liebe verloren hatten. Nur daß sich jetzt das Ausmaß des Verlorengehens noch gesteigert hat, da sie nicht mehr nur einander, sondern auch sich selbst verloren haben. Das Weit-Werden und Sich-selbst-Verlieren in Liebe wird sodann in der Gegenbewegung des Ankommens beim anderen aufgefangen, das zugleich ein tieferes Ankommen bei sich selbst ist. Die Liebe der Braut suchte ihr Zentrum, ihren Bräutigam, bis dieser sie plötzlich mit seinen Augen berührte und damit das Auffliegen seiner Braut in eine Vertiefung ihrer Beziehung zu ihm umkehrte. Die Braut erfährt nun bleibend die Gegenwart ihres Bräutigams und genießt seine Liebe. Es ist, als ob sie davon so in Beschlag genommen wird, daß sie lange nicht aufblicken kann. Erst acht Strophen weiter wendet sie sich wieder an ihre Gefährtinnen, mit denen sie früher über die Hügel zog.

Braut:

21. Wenn ich jetzt also auf der Gemeindewiese
nicht mehr gesehen oder angetroffen werde,
sollt ihr sagen, daß ich mich verloren habe:
denn mich verliebend
ging ich immer mehr verloren, doch wurde gewonnen.

Seit die Braut ihrem Geliebten begegnete, kann sie ihren Beruf nicht mehr ausüben und weidet ihre Schafe nicht mehr auf der Gemeindewiese. Schon in Strophe 2 war sie so krank von Liebe, daß sie nicht mehr mit den Hirten zu den Höhen ging. Lediglich ihr Verlangen folgte den Hirten noch auf ihren Streifzügen, nur eine Botschaft für den Geliebten schickte sie noch auf den Weg. Auf den Spuren der Liebe kehrte sie dann in ihre eigene Mitte ein und wartete da auf das Sichtbarwerden ihres Geliebten.

Ohne daß sie noch selbst zu ihrem Bräutigam hätte gehen können, rief ihre Sehnsucht ihn jedoch herbei und beide, verwundet von der Liebe des andern, schauten einander bei dieser zweiten Begegnung in die Augen, und konnten hernach den Blick nicht mehr abwenden. Darum verlor die Braut ihre Herde, auf die sie nicht mehr achtgeben konnte, und hat nun keine andere Beschäftigung mehr, denn sie kann nur noch lieben. Hatte sie in Strophe 1 noch erwartet, daß die Hirten den Kontakt zu ihrem Liebsten wiederherstellen könnten, so braucht sie solche Umwege jetzt nicht länger zu gehen, da sie ihren Geliebten ja gefunden hat. In diesem Sinne ist es verständlich, daß sie nicht länger auf den gemeinschaftlichen Weiden gefunden wird. Sie ist eben nicht mehr da, wo sie früher war, und kann also tatsächlich dort nicht mehr gesehen werden. Sie ist nämlich wirklich verloren. Indem sie sich verliebte, ist sie sowohl für die Hirten als auch für sich selbst verlorengegangen. Sie ist in den Weinkeller ihres Liebsten eingetreten und dort in seinem Wein ertrunken (Strophe 18). Weil sie sich immer heftiger in ihn verliebte, ging sie immer mehr verloren. Für sich selbst und die Hirten ging sie verloren, doch wurde von ihrem Liebsten gewonnen. Und das ist es ja auch, was sie wollte: nur noch für ihren Bräutigam da sein.

Daß die Braut, indem sie für sich selbst verloren ging, auch für die Hirten verloren ging, entspricht der Logik der Liebe. Das „ich“, das sich in der Liebe verliert, ist das „ich“, das an sich selbst denkt, das auf die Welt ausgerichtet ist, das in den Dingen und der Natur nach Liebe sucht. Das „ich“ kann nur auf den Weiden und Hügeln suchen, es ist nur zu einem mittelbaren Kontakt mit dem Bräutigam imstande. Doch jetzt, wo die Braut in ihrem Liebsten aufgegangen ist, d. h. selbst mit den liebevollen Augen ihres Bräutigams auf alles schaut, sind alle Mittel sozusagen explodiert. Die Braut braucht keinen Umweg mehr, um bei ihrem Bräutigam zu sein und verliert darum ihr „ich“, das als strukturierende Instanz ihres Bewußtseins jeder Unmittelbarkeit im Wege steht. Da auf den Gemeindewiesen aber eben nur das „ich“ ausfindig gemacht werden kann, das hier oder da anwesend ist und somit gesehen werden kann, ist die Braut als Liebende sowohl für sich selbst als auch für andere nirgendwo mehr wahrnehmbar oder zu sehen, weil sie ganz in ihrem Bräutigam aufgegangen ist. Das „ich“ als Instrument zur Begegnung mit einem anderen wird von der Liebe selbst abgelöst. Wenn das geschieht, kann der Mensch Gott, aber auch seinem Mitmenschen ein-facher und damit wahrer begegnen. Wenn das „ich“ nicht mehr auf Effekt oder Gewinn aus ist, kann der andere in seinem Anderssein in Erscheinung treten und wird die Begegnung reicher. Der andere darf in den Raum einer Liebe eintreten, die ihm sein Anderssein gönnt und gerade dieses Anderssein liebt.

23. Nur in dem einen Haar,
 das du an meinem Hals aufwirbeln sahst,
 du schaustest es an meinem Hals an,
 und in ihm gefangen bliebst du
 und in einem meiner Augen verwundetest du dich.

Braut und Bräutigam haben einander gefunden. Der Bräutigam ist ein von Liebe verwundeter Hirsch und die Braut ist aus Liebe völlig verloren. In Strophe 22 lesen wir, daß sie in einer frischen, wohltuenden Atmosphäre beieinander sind. Seine Liebe wird wie eine blühende Blume in eines ihrer Haare geflochten. Dieses Haar voller Liebe weht an ihrem Hals. Der Bräutigam ist davon so gebannt, daß er seinen Blick nicht davon abwenden kann. Die Braut hält seinen Blick gefangen. In dem einen Haar scheint der Bräutigam nicht nur ein kleines Stückchen seiner Braut, sondern sie selbst ganz und gar in ihrem Wesen zu sehen. In dem einen Haar konzentriert sich der Blick des Bräutigams und wird so fasziniert, daß er nicht mehr loskommen kann. Hatte die Braut sich bereits in Liebe völlig verloren, so ist jetzt auch der Bräutigam ganz und gar von der Liebe zu seiner Braut in Anspruch genommen. Ihre Liebe ist darum so schön, weil beide in gegenseitiger Hingabe rückhaltlos ineinander aufgehen.

Es ist darum verständlich, daß ihre Begegnung auf dieser Ebene mit den Augen geschieht: die Augen des Bräutigams sehen das aufwehende Haar, seine Augen schauen auf den Hals der Braut, sein Blick bleibt gefangen und ihr Auge, das seine Liebe sieht und dadurch noch liebevoller auf ihn schaut, verwundet ihn heftig. Ihr Auge – vielleicht deutet der Singular hier auf den ungeteilten Blick der Liebe – schaut tief in den Bräutigam, tiefer als er selbst vermutet hatte. Es ist, als ob ihr Auge ihn offenschniedet, ihn verwundet. Der Schmerz, sich unbewehrt dem Blick eines anderen auszusetzen, ist unentrinnbar. Der andere reißt mich auf, um meine Seele anzurühren. Die Liebe ist so stark und die Begegnung so intensiv, daß auch der Bräutigam einer Verwundung durch die Liebe nicht entkommen kann.

Das aufwirbelnde Haar steht hier vielleicht als pars pro toto für das Auffliegen der Braut (vgl. Strophe 13). Der Blick des Bräutigams bewegt die Liebe der Braut zu einem Auffliegen oder Aufwirbeln, das seinerseits den Bräutigam als einen verletzten Hirsch (Strophe 13) oder gefangen im Auge der Braut in Erscheinung treten läßt.

Unabwendbar wirkt sich die Begegnung auf beide immer bodenloser aus. Die Braut verlangte zunächst danach, ihrem Bräutigam eine Botschaft zu übermitteln, dann wollte sie den Spuren seiner Schönheit folgen und schließlich genügte ihr nichts anderes mehr als sein unmittelbarer

Anblick. Die Sehnsucht der Braut hat ihre Liebe immer mehr geöffnet, bis sie darin die Gegenwart ihres Bräutigams empfangen konnte. Die Braut ist umgeformt in Liebe, die Liebe empfängt und Liebe gibt. Und Gott ist sich nicht zu groß, seinerseits die Liebe des Menschen zu empfangen und sich davon faszinieren zu lassen. Beide haben sich füreinander entschieden und gehen gemeinsam in den frischen Morgen hinein. Ein Prozeß der Vereinigung ist in Gang gesetzt: Braut und Bräutigam werden immer tiefer in das Liebesgeschehen hineingezogen, so daß sie schließlich nichts mehr unterscheiden können als nur noch Liebe.

24. Als du mich anschautest,
drückten deine Augen deinen Liebreiz in mich ein;
darum liebstest du mich
und da verdienten
die meinen anzubeten, was sie in dir sahen.

Der Bräutigam schaut jetzt nicht mehr auf den Hals der Braut, sondern schaut in ihre Augen: Die Liebenden haben Blickkontakt. Die Begegnung ist sehr innig. Zunächst hatte der Bräutigam seine Schönheit wie Perlen ausgestreut und alles in seine glitzernde Schönheit verwandelt (Strophe 5). Den Geschöpfen hatte er seine Schönheit als äußerliche Aufwertung mitgeteilt. Auf die Braut jedoch überträgt sich seine Schönheit nicht nur äußerlich, sondern drückt sich, nachdem beide einander tief in die Augen geschaut haben, in ihr Innerstes. Es sind seine Augen, die die Braut schön machen, weil seine Augen ihr den Blick freigeben bis in sein Innerstes. Dadurch entbrennt ihre Liebe so heftig, daß sie alles losläßt, auch sich selbst, und der Bräutigam nichts anderes mehr in ihr entdecken kann als seine eigene Liebe, die sich ihr eingedrückt hat, als sein Innerstes sie so unmittelbar berühren konnte. Daß sich die Seelen von Braut und Bräutigam auf diese Weise berühren können, staut die Liebe immer höher auf.

Gott schaut den Menschen an und investiert sich selbst in diesen Blick, der Leben schenkt und alles schön macht. Wenn Gott dann sieht, wie schön der Mensch werden kann, der seinen göttlichen Liebesblick zuläßt, liebt er ihn noch mehr und so wird der Mensch selbst immer mehr zu dem, was er in Gott anbetet. Damit verdient der Mensch immer mehr, die Schönheit Gottes zu bewundern, zu bestaunen und anzubeten, die er, je schöner er selbst wird und je heftiger er sich von Gott geliebt weiß, immer intensiver wahrnehmen kann.

Die Liebe ist gegenseitig, jedoch nicht identisch von beiden Seiten. Wenn er seine Schönheit in sie eindrückt, ist das, als ob ihre Seelen sich in

ihren Augen berühren. Das Eindrücken ist wie ein Funke, der auf die Braut überspringt und dann in ihr sichtbar wird und die Liebe des Bräutigams noch stärker entzündet. Die Braut liebt ihren Bräutigam schon lange; schon lange sieht sie viel in ihm. Trotzdem entdeckt sie, daß er ihr vor ist und sie erst jetzt, wo sie versteht, daß er sie zuerst geliebt hat und sie selbst so schön macht wie die Liebe, die sie in ihm sieht, in der Lage ist, diese Schönheit adäquat zu bewundern. Denn sie sieht ihn jetzt ganz so, wie er wirklich ist, sein Wesen. Einzig sein Wesen betet sie an, alles andere wäre Abgötterei.

Wenn wir einander in die Augen schauen, schenken wir dem anderen uns selbst in unserem Blick. Wenn wir füreinander die Augen öffnen, öffnen wir sozusagen unser Wesen, um das Wesen des anderen zu empfangen. Der andere kann durch meine Augen bis in meine Seele schauen. Aber mit meinen Augen kann ich auch den andern offenlegen, seine Seele bloßlegen. Damit bejahe ich den andern in seinem Wesen und sage ihm: „Du bist für mich nicht nur ein Mensch von Fleisch und Blut, sondern hast eine Seele.“ Das kann ich jedoch nur sagen, wenn ich allen Eigennutz beiseite lasse, und so bis in die Seele eines anderen gelange. Das einzige, was ich damit vielleicht verdiene, ist, daß ich das Aufblühen der Liebe des andern und meiner eigenen Liebe bewundern darf. Wenn ich meine eigene Seele bloßgebe und die Seele eines anderen offenlege und dies in gegenseitiger Zuwendung geschieht, kann der Funke wahrer Liebe zwischen den Seelen überspringen. Die Augen, die bis auf den Grund der Seele eines andern schauen, sind die Tore, die für die Liebe offenstehen. Wo die Liebe zu strömen beginnt, wird dem Menschen Schönheit eingedrückt. Dann werden wir Menschen transparent bis auf Gott hin und verdienen es, sein Wesen, das wahre Liebe ist, anzubeten.

25. Schätze mich nicht gering,
denn wenn du auch dunkle Farbe in mir antrafest,
kannst du mich jetzt doch anschauen,
denn seit du mich anschautest,
liebst du Liebreiz und Schönheit in mir zurück.

Hatte die Braut sich in den vorigen Strophen einzig und allein auf ihren Bräutigam gerichtet, der ihre ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahm, ist diese ungeteilte Zuwendung jetzt plötzlich vorbei und sie kann wieder an etwas anderes denken. Was liegt dann näher, als zuerst an sich selbst zu denken? Aus der Verlorenheit kehrt die Braut nun zu sich selbst zurück; der Mensch kann als sterbliches Wesen nicht in der Verlorenheit bleiben. Der Selbsterhaltungstrieb setzt sich wieder durch. Doch vergli-

chen mit dem herrlichen Aufgehen in der Liebe ihres Bräutigams, ist das Schauen auf sich selbst für die Braut schmerzlich. Statt der Schönheit ihres Bräutigams sieht sie jetzt vor allem ihre eigene Unzulänglichkeit und sagt darum: „Schätze mich nicht gering“.

Die Braut hat jedoch aus der Begegnung gelernt. Angesichts der überwältigenden Erfahrung des Angeschaut-Werdens braucht sie jetzt nicht mehr wie eine Taube aufzufliegen, sondern wagt es, sich selbst vor den Augen ihres Bräutigams offenzulegen. Sie erkennt, daß sie noch schwache Seiten hat. Auch wenn Gott ihr so liebevoll begegnet ist, ist sie dadurch noch kein idealer Mensch geworden. In ihrem Innersten gibt es noch dunkle Farben, Flecken, die noch hell werden müssen. Doch seit ihr Bräutigam sie zurückrief, weiß sie, daß sie nicht vor ihren schwachen Seiten davonzulaufen braucht. Nein, es ist viel besser, sie ihrem Geliebten vorzulegen. Denn er überformt alles, was er anschaut, in Liebreiz und Schönheit. Aus sich selbst ist sie ein „geringer Schatz“, doch Gott kann einen „hohen Schatz“ aus ihr machen, wenn er sie anschaut.⁵ Darum fordert sie ihn auf, sie doch anzuschauen, denn sie weiß, daß er dann nicht anders kann als Liebreiz und Schönheit in sie einzudrücken. Die dunklen Farben, die der Bräutigam in der Braut antrifft, kann er mit Schönheit bekleiden. Denn „vom Menschen wird nichts verworfen und keines seiner Dinge wird von dieser (göttlichen) Liebe ausgeschlossen“.⁶

Auch in der zwischenmenschlichen Begegnung kann man die Erfahrung machen, daß es gut tut, die eigenen schwachen Seiten zuzulassen. Wie überrascht bin ich nicht, wenn andere in meinen schwachen Seiten Charme entdecken, weil ich sie nicht mehr verstecke. Was für mich selbst dunkel war, wird dann unter dem Blick der Zuneigung hell.

Wenn die Braut jetzt wieder auf sich selbst schaut, erschaudert sie vor ihrem eigenen Ich und scheint aus der liebevollen Begegnung zu fallen. Ihr Kreisen um sich selbst scheint ihren Blick wieder zu füllen. Doch bleiben die Augen der Seele nicht in ihrem eigenen Ich hängen, sondern blicken durch die dunklen Farben hindurch auf die Schönheit, in die sie überformt ist. Sie weiß, daß auch ihre schwachen Seiten in die Liebesbewegung hineingezogen werden können, wenn Gott sie in Liebe anschaut. Und darum möchte sie, daß der Bräutigam nicht aufhört, sie anzuschauen, damit die Liebe immer vollkommener in ihr wird und sie immer mehr mit ihrem ganzen Menschsein diese Liebe in sich resonieren lassen kann. So schaut die Braut jetzt, auch wenn sie auf sich selbst

⁵ Vgl. Hein Blommestijn, *Die Umformung des Blicks von Juan de la Cruz*, in: *Nova Renascença*, voraussichtl. 1991: Johannes vom Kreuz spielt in seinem Kommentar zu dieser Strophe mit dem Wort *precio* (Schatz); vgl. Cántico B 33, ibid.

⁶ Dunkle Nacht, II, 11, 4, ibid.

schaut, auf die Schönheit ihres Bräutigams – so sehr ist sie bereits mit ihm vereinigt.

26. Fangt uns die Füchse,
denn schon blüht unser Weinberg,
während von Rosenfarben
wir einen Strauß machen,
und zeigen soll sich niemand auf dem Hügel.

Hatte die Braut die Hirten zunächst noch um Hilfe gebeten, ihren Geliebten in den Hügeln zu finden (Strophe 2), so soll sich jetzt niemand mehr dort zeigen. Die Hügel sind der „Ort“, wo die Braut allein sein will mit ihrem Liebsten. Die Braut fühlt die Anziehungskraft der Liebe, die sie von den Wegen der anderen Hirten abschweifen und eigene Wege suchen lässt. Allein durchstreift sie Berge und Auen (Strophe 3) und verliert sich auf ihrem Weg in die Intimität der Liebe hinein immer mehr. So ist sie „auf den Gemeindewiesen“ (Strophe 21) nicht mehr zu sehen. Ihr verliebtes Zusammensein mit ihrem Bräutigam entzieht sie den Blicken anderer, sie lebt verborgen in ihrer Liebe. Aber so weit sie sich auch in die Intimität mit ihrem Bräutigam zurückzieht, gibt es doch nirgends einen „Ort“, an dem ihr die Vertrautheit mit ihm als ein beständiges Erleben sicher wäre. Darum sagt sie: „Fangt uns die Füchse“. Immer können störende Einflüsse von außen in die Intimität der Liebenden eindringen und diese zunichte machen. Solche zerstörenden Einflüsse – das sind die Füchse, von denen sie hier spricht – gehen vor allem vom Verstand des Menschen aus, der in der Liebe auf Gewinn (Raub) aus ist. Wenn die selbstsüchtige Schläue des „Ichs“ wieder zum Zuge kommt, zerbricht die Intimität der Liebe. Der Mensch will sich dann der Nähe des anderen bemächtigen, und das Sein des anderen wird in Phantasiebildern zur Erfüllung der eigenen Bedürfnisse verkürzt oder sogar zerstört.

Eine Liebesbeziehung bleibt ihrem Wesen nach immer zerbrechlich. Die Intimität der Liebenden ist allerlei Anschlägen ausgesetzt. Darum müssen die Liebenden sehr vorsichtig und sorgfältig mit ihrer Liebe umgehen. Wachsam müssen sie ihren Weinberg behüten, damit ihre Liebe immer wieder neu aufblühen kann. Der Reim zwischen Braut, „esposa“, und Fuchs, „raposa“, ist wie ein akustisches Signal für die Liebenden, das zur Wachsamkeit ruft.

Der „Weinberg“ geht dem „Weinkeller“ (Strophe 18) voraus. Im Weinberg wird eine neue Begegnung vorbereitet. Die zarten Blüten der Weinstücke sollen sich entfalten, ohne daß jemand diesen Prozeß des neuen Auflebens der Liebe zerstört. Die Frucht muß erst noch ansetzen und all-

mählich reifen können, bis sie geerntet und schließlich im Weinkeller genossen werden kann. Auch die „Rosenfarben“ weisen auf das duftige, kaum sichtbare Entstehen der Liebesregungen hin. Rosa oder rosig ist die Farbe des neugeborenen Lebens, der Vitalität und der erotischen Erregung. Rosenfarbene Weinblüten sind somit ein besonders dichtes Bild für das hauchzarte Vorspiel der Liebe. Während die Liebenden füreinander daraus einen Strauß binden und es so zu einem starken Erleben der Liebe bündeln, soll alles darauf ausgerichtet sein, diesen kostbaren Prozeß nicht zu stören. Räuberische Regungen müssen weggefangen werden und neugierige Zuschauer sollen sich nicht aufdrängen und durch ihre Anwesenheit alles verderben. Niemand – damit können vor allem das argwöhnische Beobachten des Verstandes oder die Phantasiebilder, die vom Geliebten ablenken würden, gemeint sein – darf in die Intimität des Liebesaustausches eindringen. Das Wort „zeigen“ (*parecer*) hat hier also den Klang des unverfrorrenen Sich-Aufnötigens von Strebungen, die der Liebe fremd sind.

Braut und Bräutigam gehen sehr intensiv miteinander um. Sie sind bei einander und in ihrer Liebe aufeinander konzentriert. Die dunklen Farben (Strophe 25) sind im Umgang miteinander nicht mehr wichtig. Die Geliebten sehen nur noch die hellen Farben der angenehmen Seiten des anderen. Das Schöne im anderen kommt zum Vorschein; im Strauß wird es betont und zum wohltuenden Geschenk. In der Verborgenheit ihrer Intimität können sie es genießen und behüten, bis der Wein ihrer Liebe gereift ist und sie erneut berauschen wird.

33. Verborg dich, Liebster,
und schau mit deinem Antlitz zu den Bergen,
und verlange es nicht zu sagen,
aber schau das Geleit
derer, die durch fremde Inseln zieht.

Die Augen der Braut sind durch den Blick ihres Geliebten zutiefst umgeformt worden. Zunächst konnte sie ihren Bräutigam nicht sehen und suchte ihn mit schmerzlichem Verlangen: „Wo hast du dich verborgen?“ Dann folgte sie seiner Spur in der Schönheit der Natur und wandte den Blick schließlich in ihr eigenes Inneres. Da hat er sich ihr im Licht ihrer Augen zu erkennen gegeben und sie immer tiefer in den Sehraum der Liebe hineingezogen. Sah sie zuerst seine Abwesenheit oder Verborgenheit in allen Dingen, so sieht sie schließlich alles auf verborgene Weise in ihm. Der Schmerz des Verlassenseins in Einsamkeit hat sich in Glück gewandelt: denn in ihrer Einsamkeit wurde sie gefunden und angeschaut

mit den Augen der Liebe, mit denen sie seither auch selbst alles anschaut. Erst wenn alles andere losgelassen ist und der Mensch ganz ledig und frei dasteht, kann er die Liebe Gottes empfangen und damit vereinigt werden, weil er dann „verborgen ist im Angesicht Gottes vor der Beunruhigung durch die Menschen“⁷. Darum fordert die Braut ihren Bräutigam nun auf: „Verborg dich, Liebster“, damit sie sich in der Verbogenheit intimen Liebesbegegnungen mit ihm vereinigen kann.

Die Kombination der Worte „Berg“, „Antlitz“ und „verborgen“ ruft verschiedene Erzählungen aus der Bibel in Erinnerung. Von Moses, Elija und Petrus, Jakobus und Johannes wird berichtet, daß sie die Herrlichkeit Gottes auf hohen Bergen schauten und dabei ihr Antlitz verhüllen mußten, da die Schönheit Gottes für die zerbrechliche Konstitution des Menschen nur auf verborgene Weise erfahrbar ist. Auf dem Berge Sinai wollte Moses die Herrlichkeit Jahwes schauen. Doch Jahwe sprach: ›Mein Angesicht kannst du nicht schauen, denn kein Mensch sieht mich und bleibt am Leben.‹ Mit seiner Hand bedeckte Jahwe Moses, bis seine Schönheit vorübergezogen war (Ex 33,18–23). Auf dem Berge Horeb trat Elija vor Jahwe hin und sah, wie ein gewaltiger Sturm, ein Erdbeben und ein Feuer vorüberzogen. Als Elija danach ein leises, sanftes Säuseln vernahm, verhüllte er sein Antlitz, denn er fühlte darin die Gegenwart Jahwes (1 Kön 19,9–18). In der Verklärung Jesu, die Petrus, Jakobus und Johannes auf einem hohen Berg, dem Tabor oder dem großen Hermon, schauten, erschienen ihnen auch Moses und Elija im Gespräch mit dem verklärten Menschensohn, dessen Angesicht strahlte wie die Sonne. Doch plötzlich überschattete sie eine lichte Wolke und sie hörten die Stimme Gottes: ›Dieser ist mein geliebter Sohn ...‹ Da warfen sie sich auf ihr Angesicht nieder und fürchteten sich sehr (Mt 17,1–8).

Diese drei Geschichten klingen jetzt in den Worten der Braut an. Sie will ihren Bräutigam in der Verbogenheit suchen und er soll seinen Blick auf sie richten, wenn sie auf den Berg steigt, um ihn zu schauen. Sie bittet ihn, jetzt nichts zu sagen. Die Verbogenheit muß auch in der Sprache bewahrt bleiben. Jedes konkrete Wort würde das unsagbare gegenseitige Anschauen nur verschleiern. Die Braut ist froh, von allen Bildern und Worten erlöst zu sein, und möchte, daß auch der Bräutigam seine Zuflucht nicht mehr in Bildern und Worten sucht. Er soll auf sie schauen und auf das, was sie begleitet: die angenehmen Seiten in ihr, die ihn verliebt machen, das Helle und Blühende in ihr, das sie gemeinsam zu einem Strauß gebunden haben, die Stille und Einsamkeit, in der sie sich ganz für ihn bewahrt. Wenn der Bräutigam ihre Einsamkeit sieht, sieht er sie in

⁷ Dunkle Nacht, II, 16, 13, ibid.

ihrem Anderssein, und darin erfährt sie die schöpferische Kraft seiner Liebe, daß er sie in ihrem Anderssein sieht, ohne ihr Anderssein aufzuheben.

Die Braut ist jetzt nicht mehr in sich selbst. Sie zieht „durch fremde Inseln“. Sie ist heimatlos, weil sie sich ganz und gar an ihren Bräutigam hingegeben hat. Als sie früher die Herde hütete, war sie auf bekannten Wegen; jetzt hat sie ihren Beruf und sich selbst verloren, um nur noch Braut für ihren Geliebten zu sein. In ihrem eigenen Land, denselben Hügeln, auf denen sie die Schafe weidete, geht sie durch fremde Inseln. Der Bräutigam soll auf diese Hügel schauen, in denen sie einst nach ihm suchte (Strophe 3), die Berge, die erfüllt waren von der Begegnung mit ihm, die Berge, die erzählen können, was sie bewegt. Die Berge sind ihre stillen Zeugen. Der Bräutigam soll seine Augen, ja sein Wesen den Bergen zuwenden und stillschweigen. Das Sprechen würde die Stille der Einsamkeit zerbrechen, in der sie einander ganz finden können. Die Braut hat ihre Eigenheit fahren lassen und ist allein mit den herrlichen Farben ihrer Schönheit. Sie weiß, daß der Bräutigam die Schönheit seiner Braut noch strahlender machen kann, wenn er sie ansieht. Jetzt, wo sie eine Fremde geworden ist in ihrer eigenen Umgebung und für ihn alles losgelassen hat, kann sein Blick sie noch besser finden: auf dem Berg der völligen Einsamkeit.

Braut:

36. Genießen wir einander, Geliebter
und laß uns einander in deiner Schönheit sehen
auf dem Berg oder der Anhöhe,
wo das unvermischte Wasser entspringt;
gehen wir tiefer in das Dickicht.

Wieder spricht die Braut. Sie fordert ihren Bräutigam auf: „Genießen wir einander“. Seit ihre Beziehung von allem entmischt ist, was nicht Liebe ist, steht einem wahren Genuß des geliebten Gegenübers nichts mehr im Wege. Braut und Bräutigam können einander jetzt genießen, ohne einander zum Genußmittel für sich selbst zu reduzieren. Sie genießen einander in ihrem Anderssein. Darum kann die Braut sagen: „Laß uns einander in deiner Schönheit sehen“. Denn die Schönheit der Liebe schenkt den anderen in Liebe an sich selbst zurück und will sich seiner nicht bemächtigen. So sehen sie einander in der Schönheit der Liebe in Schönheit umgeformt. Eine solche Beziehung, die auf den schönmachenden Blicken gegenseitiger Liebe beruht, ist Genuß in vollen Zügen.

„Auf dem Berg oder der Anhöhe“ wird die Beziehung der Liebenden verherrlicht. Braut und Bräutigam sehen einander in ihrem tiefsten Wesen, mit dem sie sich lieben ohne Hintergedanken. Sie sehen sich verklärt in der Schönheit ihrer Liebe. Ihre Beziehung ist eine Quelle unvermischten Lebens, rein und ohne Eigennutz. Obschon sich hier die Liebe in strahlender Schönheit offenbart, zieht sie die Liebenden gleichzeitig in eine noch tiefere Verborgenheit hinein, um da immer noch schöner und noch genüßlicher erscheinen zu können. So ist ja auch der Umgang, den ein verliebtes Paar miteinander hat, für Außenstehende oft unverständlich. Nur die beiden selbst können miteinander Umgangsformen und Verhaltensweisen entwickeln, in die sie sich einerseits selbst investieren und andererseits darin ihrem Partner Raum geben können.

Zuerst streute der Bräutigam seine Schönheit über die Dinge aus, die er beiläufig und flüchtig ansah (Strophe 5). Seine Schönheit blieb an den Geschöpfen hängen und war für die Braut eine Spur, der sie folgen konnte. Und doch führte diese Spur nie zu ihm selbst (Strophe 7), sondern verlief sich in der Vielzahl des Geschaffenen. Daher verlangte sie nach seiner unverhüllten Gegenwart, auch wenn diese so überwältigend ist, daß sie selbst in ihrer Eigenheit und Begrenzung daran sterben muß (Strophe 11). Der Blick der Braut richtete sich nach innen und füllte sich mit dem liebevollen Blick des Bräutigams, der auf ihr ruhte und ihr Schönheit und Liebreiz gab (Strophe 24). Auch ihre dunklen Seiten wurden in diesem Blick der Liebe gesehen und in Schönheit umgeformt (Strophe 25). Die Braut blickte dann nicht mehr auf etwas außerhalb ihrer selbst, sondern sah nur noch, wie ihr eigener Blick in Liebe und Schönheit umgeformt war. Diese Erfahrung ist nicht mehr objektivierbar. Das Sehen ist kein Sehen von Schönheit mehr, sondern ein Sehen in Schönheit (Strophe 36). Kontemplation ist daher nicht das Schauen der Schönheit Gottes als etwas, das außerhalb des Menschen geschaut werden könnte, sondern ist vielmehr das Schauen mit den Augen Gottes, die Leben schenken und alles schön machen. Das Schauen in Schönheit lässt das Leben des anderen und das eigene Leben aufsprudeln wie reines Quellwasser. Es erscheint formlos, ohne Bild. Liebende können das Anderssein des Geliebten so sehr bejahen, daß sie kein Bild brauchen. Sie schauen auf den Boden der Quelle.

Obgleich sie einander nun tiefer schauen als je zuvor und offen für einander dastehen, ist ihre Liebe doch vor allen anderen verborgen. Niemand kann ihrer Bewegung in die Verborgenheit hinein folgen. Auch der Verstand und das analysierende Bewußtsein bleiben außen vor und haben keinen Anteil an der Klarheit der Liebe. Was greifbar bleibt, ist nur das Dickicht, „*espesura*“, das im Spanischen auf Schönheit, „*hermosura*“,

reimt, so daß das äußere und innere Sehen hier durch den Gleichklang verbunden bleiben.

Das genießende Sehen ist der Höhepunkt unseres Themas. Genossen wird kein Objekt, das man von außen betrachten kann, sondern das eigene Schauen in Liebe. Der Anblick des Bräutigams war der Braut zuviel (Strophe 13) und sie flog auf wie eine Taube, aber das Schauen mit liebevollen Augen, die alles in Schönheit verwandeln, ist purer Genuss. In Liebe wird die Braut angesehen, und in Liebe erwidert sie diesen Blick und sie sieht, daß ihr Geliebter ihre antwortende Liebe sieht und diese genießt, so daß sie seinen liebevollen Blick und ihre eigenen Augen voll Liebe noch mehr genießen kann.

38. Da kannst du mir weisen,
was meine Seele begehrte,
und dann kannst du mir geben,
dort du, mein Leben,
was du mir am andern Tag gabst:

Während die Liebenden für die Außenwelt immer tiefer verborgen sind, blühen sie in ihrer Liebe immer mehr füreinander auf und berühren sich immer weitreichender in ihrem Wesen.

Der Bräutigam öffnet der Braut die Augen für sich selbst. Nicht nur für ihn hat sich ihr Innerstes geöffnet, sondern sie kann jetzt auch selbst bis auf den Grund der Quelle tief in ihre Seele blicken. Da findet sie ihr Leben. Ihrem Bräutigam hatte sie es geschenkt, als sie sich ihm vermaßte (Strophe 29) und jetzt erhält sie es von ihm äußerst pur und unvermischt zurück. Indem der Bräutigam in ihre Seele schaut, zeigt er ihr das Leben. Mit seinen Augen entschleiert er die Braut und zeigt ihr die Quelle in ihrem eigenen Innern: das Leben, das er selbst ist. Dieses Leben der Liebe begehrt die Braut zu besitzen, hiernach verlangt sie mehr als nach der Fortdauer ihres sterblichen Lebens. Der Bräutigam entblößt die Quelle im Innern der Braut nicht in der Öffentlichkeit; das Dickicht verbirgt die Liebenden, die sich bis in die „hohen Felsenhöhlen“ (Strophe 37) zurückgezogen haben. Da empfängt die Braut das Leben der Liebe, ohne daß jemand dies von außen beobachten könnte. Es gibt keine äußeren Kennzeichen, die auf das Empfangen des Lebens der Liebe hinweisen. Nur wer es selbst erfährt, weiß, was in der Verborgenheit geschieht.

Das Empfangen des Lebens der Liebe ist kein passives Empfangen, das einem sozusagen in den Schoß geworfen werden könnte. Der Mensch kann das Leben Gottes nur empfangen, wenn er sieht, was Gott ihm zeigt. Das Sehen ist Aufmerksamkeit, Konzentration auf Gott hin und somit

eine Aktivität, die das Gesehene nicht unberührt lässt. In der Liebe ist das Sehen immer eine Interaktion mit dem Angeschauten. Die Weisung, die der Mensch hier von Gott empfängt, bezieht sich auf die Weise, wie er die Wirklichkeit sehen soll, nämlich mit den Augen der Liebe, mit denen auch Gott den Menschen anschaut. Dann wird das Leben des Bräutigams eins mit dem Leben der Braut, dann sind „dein“ Leben und „mein“ Leben nur noch das eine Leben der Liebe.

Weil ich in der Liebesbegegnung den anderen begehre und nichts von mir selbst, kann nur der/die andere mir weisen, was ich eigentlich begehre. Ich begehre nämlich sein/ihr Anderssein zu lieben. Das Anderssein ist jedoch nicht zu erfassen, d. h. nicht ins Auge zu fassen. Das Anderssein kann der/die andere mir nur weisen, indem er eine Seele bloßlegt.

Wenn meine Seele das absolute Anderssein Gottes zu lieben vermag, kann ich sehen, was er mir gab: das Leben. Indem er mich anschaut, legt Gott die Quelle meines Daseins bloß. Er weckt in mir die wesentliche Liebe, die er selbst ist. Mit dieser Liebe kann ich Gott anschauen und erst dann schaue ich, was er mir gab: das Leben. Gott sieht mich an und weist mir, wer er ist, damit ich sein Wesen und mein eigenes Wesen sehen kann. Vom Menschen aus ist also nicht die Rede davon, einander sehen zu können. Nur weil Gott mein Sehen umformt in ein Sehen in Schönheit, bin ich in der Lage in die gegenseitige Bewegung des liebevollen Einander-Anschauens einzutreten. Gott zeigt mir mein Begehr und gibt mir das Leben.

40. Denn niemand schaute es ...

Aminadab zeigte sich auch nicht ...
und die Belagerung ruhte ...
und die Reiterschar
stieg beim Anblick der Wasserströme hinab.

Die Braut blickt auf ihre Begegnung mit dem Bräutigam zurück, die im nachhinein nur noch in ihrer Verborgenheit erinnert werden kann. „Niemand“ schaute auf das, was zwischen Bräutigam und Braut geschah. Damit sind wohl wieder die „Füchse“ gemeint, die egozentrische Schläue im Menschen, die sich der Liebe jedoch nicht bemächtigen konnte. „Aminadab“ – so nennt Johannes vom Kreuz den Teufel als das personifizierte Böse – zeigte sich auch nicht, um den Frieden der Liebenden zu stören. Denn „gut verborgen und beschützt ist die Seele im finsternen Wasser, das rings um Gott ist“⁸. In ihrer inneren Einkehr beim Bräutigam ist sie stark

⁸ Dunkle Nacht, II, 16, 13, ibid.

geworden und unangreifbar. Die „Belagerung“, die unruhigen Leidenschaften, ruhten ebenfalls und konnten die Braut in impulsiven Lustempfindungen nicht mehr von ihrem wahren Genuß ablenken. Die „Reiterschar“, die rastlosen und hitzigen Sinne, stiegen vom Berg hinab, als sie das reine Wasser der Begegnung sahen, das auch auf sie entspannend und beruhigend überströmte.

Die Außenwelt hatte also keinerlei Einfluß mehr auf das liebevolle Zusammensein von Bräutigam und Braut. Ihre Liebe stabilisierte sich zur geistlichen Ehe, und die Braut erlangte den Bräutigam, der uneigennützige Liebe ist, als neues Leben. Sie erfährt nun die bleibende Verbindung mit ihm als eine Ruhe, die sich vom Geist auf ihre Psyche und ihren Körper ausweitet. Es ist eine Ruhe und Stabilität, die sie in der Rückschau erkennen, nicht jedoch als unveränderliche Perspektive für die Zukunft festhalten kann. Es ist keine Ruhe, die sie aufhäufen könnte wie einen materiellen Besitz.

Schlußbemerkungen:

Eine Spannung wird fühlbar: Die mystische Liebe entfaltet sich in einer kreisförmigen Bewegung vom Nicht-Sehen zum Sehen und wieder zum Nicht-Sehen usw. Doch ist das zweite Sehen nicht dasselbe wie das erste Sehen und das zweite Nicht-Sehen nicht dasselbe wie das erste Nicht-Sehen. Als die Braut ihren Bräutigam zum erstenmal verlor, irrte sie umher (Strophe 1–11) und suchte ihn überall. Als sie ihn zum zweitenmal sah (Strophe 12), flog sie auf, als wollte sie dieser Begegnung schnell ein Ende machen. In Strophe 21 blickt die Braut nach einer Begegnung wieder auf sich selbst. Sie irrt jetzt nicht mehr umher, sondern fühlt sich verloren. Trotzdem ist sie sich der Liebe ihres Bräutigams jetzt sicher. Für neue Begegnungen mit ihrem Geliebten kann sie sich vorbereiten, indem sie einerseits ihre schwachen Seiten vor ihm bloßlegt, damit er sie ansieht und in Liebe und Schönheit umformt, und andererseits kann sie die Schläue ihres selbstsüchtigen Ichs immer wieder wegfangen. Auf den Weinbergen werden die Begegnungen der Liebenden vorbereitet und es zeigt sich, daß Einsamkeit (Strophe 33) wesentlich zu einer Liebesbeziehung gehört. Man kann nicht immer in der Intensität der Begegnung bleiben. Nachdem die Liebenden einander angesehen haben, kehren sie zu sich selbst zurück und bereiten eine neue Begegnung vor. Gerade in dem Wechselspiel von Sehen und Nicht-Sehen kann die Beziehung sich entfalten und wachsen. Doch ist der Mensch auch nicht in dieser kreisenden Bewegung des Sehens und Nicht-Sehens gefangen, als ob er sozusagen nicht „dahinterkommen“ kann, was sich in diesem Liebesspiel des Zei-

gens und Verbergens eigentlich ereignet. Die kreisende Bewegung erweist sich allmählich als eine spiralförmige Bewegung, die sich immer mehr auf ihre Mitte hin vertieft: den anderen sehen in der Verborgenheit seiner Alterität.

Immer wieder neu wird die Braut den Prozeß des gesamten Gedichts durchmachen müssen, um Gott zu begegnen und in seiner Liebe ausruhen zu können. Immer wieder wird sie den Schmerz der Abwesenheit des Geliebten fühlen, immer wieder werden ihre Augen nach ihm suchen, immer wieder wird sein Blick sie töten, immer wieder wird sich zeigen müssen, ob sie mit ihm gemeinsam in der Verborgenheit zur Felsenhöhle gelangen kann. Gleichzeitig lebt die Braut jedoch immer unzertrennlicher in der alles erfüllenden Gegenwart ihres Geliebten. In dieser Unzertrennlichkeit erfährt sie ihre Liebe bereits als ein Angekommensein ohne Zeit. Es ist, als habe sie das Gefühl für Zeit verloren, wenngleich die Zeit natürlich nicht aufhört und im täglichen Leben physisch fühlbar bleibt. Die geistliche Ehe stellt sich somit eher als eine Verfassung des inneren Menschen dar und nicht so sehr als ein Zustand des äußeren Menschen. Die Liebe kennt nämlich keinen Stillstand und schon gar keinen endgültigen Halt; immer tiefer und immer umfassender wird der Mensch in das Diktkicht der verborgenen Begegnungen hineingezogen, ohne daß ein Ende je in Sicht käme. Je mehr sich unser Blick in der Liebesspirale vom Sehen und Nicht-Sehen vertieft, um so mehr können unsere Augen das Antlitz Gottes, das in allem verborgen ist, ans Licht bringen und erweisen sich gerade darin als Abbild der liebevollen Augen Gottes.